

Umtaufe

In der Kleinstadt, in der ich aufgewachsen bin, gab es viele enge und gewundene und eine einzige sehr breite und ganz gerade Straße. Sie führte von der Kirche zum Bahnhof und hieß »Straße der SA«. Da mein Vater in der SA war, gehörte ihm zweifellos diese Straße, und als er fort musste, um im Krieg die Franzosen zu besiegen, war wenigstens seine Straße noch da, an der man auf seine Rückkehr warten konnte. Dann war der Krieg vorbei. Der Vater war nicht da. In seiner Straße wurden hastig alle Schilder abgeschraubt. Es gab neue Schilder, die freilich alt aussahen. Die Straße hieß jetzt »Bahnhofsstraße«, und meine Mutter erzählte mir, das sei der Name der Straße gewesen, bevor der Führer kam. Als er endlich gesiegt hatte, habe man die Straße umgetauft, zu Ehren der Männer, die, wie mein Vater, ihm zu seinem Sieg verholfen hätten.

Das Wort »umgetauft« beeindruckte mich. In der Kirche, an der die »Straße der SA« begann, hatte ich bei einer Taufe zugesehen. Das kleine Kind schrie, und die in kleinem Kreis um es herum stehenden Erwachsenen lächelten. Ich versuchte vergeblich, mir die Umtaufe der »Bahnhofsstraße« in »Straße der SA« vorzustellen. Dass die gerade erlebte Erneuerung des alten Namens keine Taufe gewesen sein konnte, schien mir aber ziemlich sicher.

Mein Vater kam zurück, wenn auch erst, nachdem ich schon viele Monate durch die Bahnhofsstraße gegangen war, um auf dem neben dem Bahnhof gelegenen Postamt Leute, die Päckchen aus Amerika bekamen, um die Briefmarken anzubetteln. Ich war überrascht, dass den Vater der Verlust seiner Straße nicht zu bekümmern schien. Ganz früher, sagte er, noch lange vor seiner Geburt, habe die Straße »Hauptstraße« geheißen. Das sei auch richtig gewesen, weil sie die wichtigste Straße gewesen sei, von der aus man geradewegs habe zum Rhein gelangen können. Weshalb man an ihr Ende auch den Bahnhof gebaut und die Straße danach umgetauft habe. »Immer wenn etwas

Wichtiges geschehen ist«, meinte er, »ändern die Leute die Straßennamen«, und setzte hinzu: »Weil wir den Krieg verloren haben, gehen wir jetzt wieder durch die Bahnhofsstraße«.

Vaters schlichte Lehre von den historischen Kausalitäten schien sich zu bestätigen. Einige Monate später fanden Wahlen statt und die »Bahnhofsstraße« hieß bald danach »Dr. Rudolf Breitscheidstraße«. »Die Sozis haben die Wahl gewonnen«, kommentierte mein Vater, zufrieden mit seinem Erklärungsmodell. Am Abend, als ich im Nebenzimmer der Gastwirtschaft im Erdgeschoss unseres Wohnblocks mit den »Falken« das Singen revolutionärer Lieder übte, erfuhr ich, dass Dr. Breitscheid kein Arzt, sondern ein sozialdemokratischer Held gewesen sei. Er sei von den Nazis ermordet worden und damit er nicht vergessen werde, habe man die wichtigste Straße nach ihm benannt.

Der Gruppenälteste, der mich belehrte, sagte »umbenannt«, nicht »umgetauft«. Sein Erklärungsmodell schien mir auch im Übrigen von dem meines Vaters verschieden zu sein. Denn auf meine Frage, warum denn die Straße, in der wir uns befanden, jetzt von »Schlageterstraße« in Pariser Straße« umbenannt worden sei, sagte er nicht, wie ich erwartete, »weil die Franzosen den Krieg gewonnen haben«, sondern »weil der Schlageter vergessen werden muss«.

Ich erzählte dem Vater alles. Zu meiner Enttäuschung sagte er fast nichts. Nicht einmal meine schüchterne Vermutung, dass die Franzosen den Krieg gewonnen hätten, fand er, im Gegensatz zu regelmäßig sonst, widerlegenswert. Unvermittelt griff er nach seiner Zeitung (»Die Rheinpfalz«) und sagte: »Das ist Politik. Damit will ich nichts mehr zu tun haben.«

Ich wusste nicht, dass ich den Satz auch 10 und 15 und 20 Jahre später auf ganz andere von mir gestellte Fragen von ihm würde hören müssen: »Das ist Politik. Damit will ich nichts mehr zu tun haben.« Also war ich nicht unzufrieden.

Das war 1947. Ich war 12 Jahre alt und ging mit der bauerlichen Faustregel ins Leben, dass Umbenennungen von Straßen stattfinden, wenn etwas Wichtiges geschehen ist oder wenn man an einen erinnern oder ihn vergessen will.

Später kam nicht mehr viel zu diesen Kinderweisheiten hinzu. Ich lernte, dass Erinnern/Vergessen auch für Frauen Gültigkeit hat und dass entsprechende Aktionen auch dazu dienen können, einen Toten mit einem anderen Toten zu ärgern, nämlich in Berlin den Axel Springer mit dem Rudi Dutschke.

Dann fiel die DDR, das war etwas zweifellos Wichtiges, und es wurde folgerichtig wieder eifrig umgetauft. Die »Klassiker des Marxismus« schmolzen, soweit sie nicht, wie der Großklassiker Stalin, ihre Zitierfähigkeit schon vorher eingebüßt hatten; die frühen Herrscher der DDR wie Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl verloren ihre Straßen; die Völkerfreundschaften und die russischen Kosmonauten wurden von der demokratischen *damnatio memoriae* erfasst.

Das war alles ganz normal und verlief im üblichen Wechsel der politischen Gezeiten zwischen Wehklagen und Triumph.

Jetzt aber hat sich die Lage verändert. Die alten Faustregeln gelten zwar noch, aber sie wirken, wie Faustregeln eben, etwas plump, anspruchslos, unelegant und rückständig. Sie schmecken nach Klage und Widerklage statt nach Mediation, sie riechen nach dörflicher Erntehoffnung statt nach ingeniösem Weltenbau. Ein neuer Odem zieht durch die stinkenden Städte, ein Zug zur Frische, Reinheit, Unschuld.

Der Trend hat jetzt auch die Juristen erreicht, und es trifft sie dort, wo sie nahezu ausnahmslos zu erreichen sind. Am Palandt.

Der Palandt, bei dem der deutsche Jurist – und nur er, sonst niemand auf der Welt – an ein dickleibiges graues Buch denkt, sehr dünnes Papier, sehr kleiner Druck und mit einer von akrobatischen, geradezu abenteuerlichen Abkürzungen strotzenden Sprache gefüllt. Äußerst nützlich. Für den noch undressierten Anfänger eine Qual, für den Fortgeschrittenen eine sichere Quelle (»wenn es nicht drinsteht, existiert es nicht«), für den Meister Anregung und Vergewisserung. Für den Verlag ein Riesengeschäft.

Daran denkt der deutsche Jurist (und nur er), wenn er das Wort »Palandt« hört. An den Mann Otto – hieß er eigentlich so? Es könnte auch Hermann gewesen sein – an Otto Palandt denkt keiner. Jedenfalls bis vor kurzem.

Bis vor kurzem hätte man der Mehrzahl jugendlicher Erstbenutzer des Palandt ohne Zweifel gefahrlos erzählen können, dass Palandt ein verdienstlicher Richter am Reichsgericht gewesen sei oder ein CDU-Justizminister aus Baden-Württemberg oder der akademische Anführer einer Gruppe von Jungjuristen, die die kürzeste noch irgendwie zu enträtselnde Ausdrucksform für juristische Meinungen und Entscheidungen auf der Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuches gesucht habe.

Das gilt nicht mehr – und dass dem so ist, beruht auf dem redlich-aufrechten Tun der Zeithistoriker.

Die Zeithistoriker, das ist eine nicht immer ganz unproblematische Zunft von Historikern, denen man gern nachsagt, dass sie deshalb mit der Gegenwart arbeiten, weil die nicht so anstrengend ist wie die Arbeit mit Zeiten, wo man schwere ausgestorbene Sprachen lernen muss und wenig Quellen hat, während man im Hier und Jetzt nichts lernen muss und so viel Quellen hat, dass man jede Meinung begründen kann – ein Vorwurf, dem die Zeithistoriker mit der Feststellung begegnen, dass ihre Gegenstände uns auf den Nägeln brennen, während das Entfernte rührend oder amüsant, aber letztlich belanglos sei.

Diese Zeithistoriker nun, die die Lichtkegel ihrer forschenden Neugierde bald auf dieses, bald auf jenes Objekt fallen lassen, haben, wie fast selbstverständlich ist, wenn sie von Hause aus Juristen sind, eines Tages ihren analytischen Blick auch auf das Buch gerichtet, das sie ohne Zweifel mehrere Jahre ihres Lebens begleitet hat.

Sie entdeckten, dass dieser Palandt, der Mensch, dem die Institution ihren Namen verdankt, nicht bloß kaum etwas für den älteren oder jüngeren Inhalt des grauen Buches getan hatte, weil er lediglich ein blasses Vorwort geschrieben hat, sondern dass er auch ein opportunistischer Gefolgsmann des Nationalsozialismus gewesen ist, nicht sehr hohe, aber doch einigermaßen hohe Funktionen im NS-Staat bekleidete – er war Reichs-Justiz-Prüfungsamts-Präsident – und in der für verdiente Nazis üblichen ehrenvollen Weise in der frühen Bundesrepublik Deutschland aus Amt und Leben (gestorben 1951) verabschiedet wurde.

So what! dürfte sich der selbstkritische Zeithistoriker gesagt haben, denn seine Überraschung über die Entdeckung der braunen Unterwäsche des ehrenwerten Palandt kann so groß nicht gewesen sein. Schließlich gab es unter den Zehntausenden aktiver Juristen kaum einen, der nicht brav »Heil Hitler« rief, wenn auch vielleicht manchmal etwas leise und mit nur läppisch vorgerecktem rechten Arm. Insofern war an dem Otto Palandt nichts wirklich Besonderes, und die Aufdeckung seiner äußeren und inneren Bräune nicht mehr als ein weiterer aufklärender und damit reinigender Beitrag zur gesellschaftlichen Vergewisserung über den Umfang, den die Seuche erreicht hatte und die Tiefe der Vergiftung des Volkskörpers, der sich, wie wir täglich sehen müssen, davon leider noch nicht gänzlich erholt hat und keineswegs immun geworden ist.

Mit dieser Feststellung, über die ein allgemeiner Konsens besteht dürfte, hatte sich freilich, um noch einmal die väterliche Faustregel

zu zitieren, noch nichts wirklich »Wichtiges« ereignet, nichts, was dem Wunsch nach einer Umbenennung oder Umtaufe des Palandt begründet hätte.

Keiner der Zeithistoriker (siehe etwa Elena Barnert und Hans Wrobel) entblödete sich, seine Forschungen nach dem Aus-der-Geschichte-Lernen-Prinzip für den Ruf nach Umbenennung zu instrumentalisieren, mochte auch noch so sehr aus der genauen Beobachtung das dringende Bedürfnis entspringen, die hellbraunen Keimlinge auf der dunkelbraunen Saat an einem weiteren Wachstum zu hindern.

Tatsächlich weht der Umbenennungswind aus einer ganz anderen Richtung. Es ist ein Frühlingswind, ein leichtes Lüftchen, ein Pesthauch der amerikanischen Krankheit der political correctness. Eine Bewegung mit allen Zügen, die die vielfältigen »Bewegungen« des 20. und 21. Jahrhundert so unvergesslich gemacht haben. Selbstbewusst, geschichtsvergessen, borniert, totalitär. Kein schlichter, ungehobelter Wunsch, Denkmäler zu stürzen und den Gegner dem Vergessen zu überantworten, sondern die Absicht, mittels psychologisch fundierter Kenntnis von der Macht der Sprache und der Bildsamkeit der Gehirne durch Neusprech eine neue, saubere Welt zu schaffen, so sauber und nobel, wie die Windmacher sich selbst sehen.

Als erster bemerkt hat den vom kulturkritischen Bauchweh herührenden Frühlingswind Janwillem van de Loo, ein Kulturdenker von der Universität Hamburg, dem die juristische »Erinnerungskultur« am Herzen liegt. An vielen Stellen, so beobachtet der werdende Völkerrechtler, bricht der harte Boden des Schweigens und des Nichtbetroffenseins auf, und das frische Grün der Erinnerungskultur beginnt sich zu regen.

Da gibt es die von van de Loo zitierten und auch angeführten Kämpferinnen und Kämpfer von der Initiative *palandtumbenennen.de*, die furchtlos proklamieren, dass das, was für Göring, Hess und Himmler, für Goebbels, für Adolf Hitler und das sonstige Lumpenpack recht ist, doch auch für den dreisten Palandt billig sein müsse, nämlich dass der Erinnerungskulturelle seiner nicht gedenken muss und vor diesem Unheil durch Beseitigung des Namens geschützt wird. Franz Schlegelberger ist schon weg, Eduard Dreher auch, jubelt der Säuberer, der der Erinnerung durch Tilgung ihrer Voraussetzung mehr Kultur zuführen möchte. Maunz sollte auch weg und Larenz erst recht, denn der lebt immer noch, wenn auch nur in seinen Büchern.

Viele »follower« – das sind hirnlose Mediengeschädigte, die sich via Daumen den Thesen eines Vorsprechers anschließen (Trump hat einige Millionen) – hat der Talmi-Logiker aus Hamburg schon gewonnen, die sich von ihm im Internet namentlich verführen lassen und sich zu seinem »Schluss« bekennen, der sich ihm aus seinen erinnerungskulturellen Überlegungen »historisch und moralisch ergibt«: Der Palandt muss umbenannt werden. Wie auch immer!

Daraus kann man zwar schließen, dass weder Historie noch Moral sich dem Unbedarftem ergeben haben, aber das ganze Unternehmen stellt sich doch eher als ein Vorhaben von Leuten dar, denen man echte, aus Geschichte und Moral erwachsende Probleme wünschen möchte, damit sie ihre Tatkraft an folgenreichen Lösungen trainieren können.

Auch wenn die Hoffnung blüht, dass der Beck-Verlag seine durch kapitalistische Treue zur Marke Palandt gefestigte Haltung beibehält und sich nicht zu einem unpassenden Kotau vor der Erinnerungskultur verführen lässt, ist nicht zu übersehen, dass aus dem Frühlingslüftchen inzwischen ein Frühlingswind geworden ist.

Den haben die grünen Justizminister losgeblasen, die sich als *follower* von van de Loo geoutet und dem Beck-Verlag einen Brief geschrieben haben, statt sich um die Rechtspflege in ihren Ländern (Berlin, Hamburg, Thüringen), die dieser Pflege wahrlich bedürftig sind, zu kümmern.

In diesem Brief verlangen die Wächter über den Rechtsstaat, dass der mit dem Namen Palandt verunzierte Kommentar umbenannt und durch einen »würdigen Namen« wieder gesellschaftsfähig gemacht werde. Die Begründung gibt sich geschmackssicher, greift also nicht auf ein erinnerungskulturelles Gefasel, sondern auf die Forschungsleistungen der Zeithistoriker zurück und ist mit einer sanften Drohung verbunden. »Wir haben«, so schreibt jedenfalls Dirk Behrendt, »den Palandt in Berlin als Hilfsmittel für das zweite Staatsexamen zugelassen« – zweifellos eine justizministerielle Leistung von höchster landesherrlicher Güte. »Damit [!! D.S.] steht der Beck-Verlag in der Verantwortung.«

Der Deal ist klar. Wenn der Besteller eine große Lieferung ordert, hat der Erzeuger die Reinheit der Produkte zu verantworten. Wer einen Philosophen anstellt, darf erwarten, dass dieser seine Philosophie nach den Vorstellungen des Anstellers ausrichtet. Der Beck-Verlag hatte es angesichts dieses dämlichen Ansinnens zunächst leicht. Er gab sich einfach ebenfalls auf die kaufmännische Ebene

und argumentierte mit eingeführter Marke, mit Zitatenverwirrung und mit weiteren auf der Hand liegenden Unkosten. Die ideale Seite der Sache kam in dieser Kontroverse bislang überhaupt nicht zur Sprache, was einigermaßen verwunderlich ist, gelten doch die Grünen (anders als die Schwarzen, Roten, Blauen und Gelben, deren Minister oder – mangels derselben – Vordenker vernunftgeleitet dem Beck-Verlag nichts geschrieben oder geraten haben) gegenwärtig als die einzig authentischen Protagonisten der Gesundheit zu Wasser, zu Lande und in der Luft. Was den Verdacht nähert, dass der mit dieser Briefaktion gestartete Griff auch in dem Bereich der Kultur nichts anderes ist als eine der zahllosen politischen Luftblasen, mit denen die politische Klasse, welcher Couleur auch immer, versucht, die potentiellen Wähler auf sich aufmerksam zu machen, ihre vorzüglichen Ansichten (nicht: ihr Handeln) in ein günstiges Licht zu rücken und bestenfalls auch ihrerseits den einen oder anderen *follower* zu ergattern.

Aber verlassen kann man sich auf die Vermutung, dass es sich bei dem Brief um eine der üblichen Luftnummern handelt, auch nicht. Justizminister haben prinzipiell im demokratischen Rechtsstaat keine allzu große politische Macht und neigen deshalb dazu, sich an entdeckte Quisquilien zu klammern.

Kommt es dazu, muss der Beck-Verlag voraussichtlich mit einer deutlichen Verstärkung des Frühlingswindes rechnen. Unterlässt er, wie zu hoffen, mangels Wichtigkeit die Umtaufe, wird wohl die Zulassung des Palandt als Hilfsmittel zum zweiten Staatsexamen vom Berliner Justizminister widerrufen. Die Entfernung aller Palandte aus den Gebäuden von Justiz und Staatsanwaltschaft empfiehlt sich. Sollte sich dies als undurchführbar erweisen, könnte die Umhüllung der Bücher mit neutralen Schutzumschlägen erwogen werden. Farbige Umschläge (grün?) sollten mit den würdigen Namen der Justizminister versehen werden. Gegen die Inhalte muss nicht vorgegangen werden, da Otto Palandt nach einhelliger, wissenschaftlich gesicherter Ansicht dazu nichts beigetragen hat. Aber eine bis zum Jahr 1945 zurückreichende Reinigung der juristischen Literatur von Palandt-Zitaten liegt im Bereich des Möglichen und würde als grünes Justizministerprojekt für die Entstehung zahlreicher Arbeitsplätze sorgen. Ob auch die Zeit vor 1945 einzubeziehen ist, sollte noch einmal genau durchdacht werden. Vermutlich wäre es ratsam, die Reinigung überhaupt erst mit dem Zeitpunkt des Umschwungs des Gut-Namens Palandt zum Un-Namen Palandt beginnen zu lassen, also etwa im

impact-Moment der rechtshistorischen Studien. Dazu könnte das Gutachten einer Rechtshistorikerin (generisches Femininum!) von Nutzen sein. Jedenfalls kommt hier nur eine Tilgung des Namens, keine Umtaufe in Betracht, da dies als aufgedrängtes Plagiat gedeutet werden könnte.

Ob man den solcherart nach dem Frühling dann ausgebrochenen Sommer als »wichtiges Geschehnis« im Sinne meiner väterlichen Regel deuten und zum Anlass einer Umtaufe nehmen möchte, muss dem Beck-Verlag überlassen bleiben.

DIETER SIMON

Postskript: Um allfälligen Vermutungen vorzubeugen, versichert der Autor, dass er vom Beck-Verlag weder den Auftrag erhalten hat, diesen Artikel zu schreiben, noch ihm der kostenlose Nachdruck seiner Schriften in Aussicht gestellt wurde. Nicht einmal von einem Weihnachtsgeschenk war bislang die Rede.